

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(8. Fortsetzung.)

Heinz machte eine ungeduldige Bewegung. „Natürlich wissen Sie es nicht. Es ließe sich doch aber der Fall denken, daß er sein Eintommen irgendwelchen dunklen Beziehungen verdankte. Wie gesagt, das sind alles nur Vermutungen von mir, aber wir wollen einmal annehmen, daß es so wäre. Er befand sich vielleicht im Besitz von Papieren, die ihm das Geld verschafften. Nun könnte man zweierlei glauben: entweder ist er auf Veranlassung dessen ermordet worden, den er zur Zahlung so großer Summen veranlaßt oder vielleicht auch — gewojunen hat, oder von jemand, der sich selbst in den Besitz seines Eintommens setzen wollte.“

Verständnislos sah ihn Martens an. „Ich kann das nicht begreifen“, sagte er hilflos. „Ich kenne wohl die Verhältnisse hier zu wenig. Aber es mag wohl sehr scharfsinnig gedacht sein, was Sie da gesagt haben. Was rathen Sie mir aber dann zu thun?“

„Ich rathe Ihnen nichts, als die Aufklärung des Verbrechens nach Möglichkeit zu fördern und im übrigen sehr vorsichtig zu sein“, gab Heinz zur Antwort. „Aber ich glaube allerdings, daß Sie gut thun, sich diesen Rechtsanwalts Berger einmal vorzunehmen.“

„Ich weiß nicht, Herr Hoffelder, Sie haben mich ganz verwirrt und ängstlich gemacht“, erwiderte Martens. „Wissen Sie, mit solchen Sachen habe ich nicht gern etwas zu schaffen. Wenn Sie Ihre Güte so weit treiben wollten, mich vielleicht zu dem Rechtsanwalts zu begleiten.“

Heinz jögerte. Er hatte das nicht erwartet und nicht gewünscht. So sehr er sich nach Aufklärung und nach der Kenntniß der Wahrheit sehnte, wollte er doch nicht noch weiter in die Angelegenheit hineingezogen werden. Vor allen Dingen war ihm dieser Paul Martens im höchsten Grade zuwider. Aber er entschloß sich dann zur Erleichterung des Herrn Martens doch dafür, ihm seine Begleitung zuzusagen. Er erwog bei sich, daß es am Ende besser war, er behielt diesen Burfchen, der bei aller an den Tag gelegten Sonderbarkeit doch ganz geziehen schien, in den Augen, um ihn, wenn es noth that, von diesem oder jenem zurückzubalten.

„Ich will mit Ihnen gehen, habe aber zu meinem Bedauern heute keine Stunde mehr frei“, sagte er. „Wir werden den Gang also auf morgen verschieben müssen.“

„Ich will Sie gewiß nicht drängen. Ihre Lebenswürdigkeit ist ohne Zweifel groß genug“, versicherte Martens. „Aber lassen Sie — ich habe hier wirklich keinen Menschen sonst, an den ich mich halten könnte, und da ich die Verhältnisse so gar nicht kenne, hätte ich ohne Sie wirklich nicht gewußt, was ich hätte beinahe sollen.“

Sie verabredeten die Stunde, zu der Martens Hoffelder aus seiner Wohnung abholen sollte, und froh, daß er der Gesellschaft des sonderbaren Patrona menschen für heute ledig war, schlug Heinz den Heimweg ein.

Dreizehntes Kapitel.

Es war um die vierte Nachmittagsstunde des nämlichen Tages, als Dombrowski abermals das neuerdings so so zweifelhafter Berühmtheit gelangte Haus in der Rante-straße betrat. Auf sein Besuch galt diesmal nicht dem jungen Schriftsteller, der sich, wie er wissen mußte, um diese Zeit immer im Klub aufhielt, sondern er schritt an Hoffelders Wohnungstür im ersten Stockwerk vorüber, und erst in der darüber gelegenen Etage drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Eine halbe Minute später wurde die Thür eine Spalte weit geöffnet, und eine Mannestimme fragte: „Zu wem wünschen Sie, mein Herr?“

„Zu Herrn Martens.“

„Wenn Sie den Martens meinen, der bis vor einigen Wochen hier —“

„Nein, den meine ich nicht, denn ich weiß, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt. Aber man sagte mir, daß die von ihm innegehabten Zimmer seit heute von seinem Bruder, Herrn Paul Martens, bewohnt würden.“

„Man hat mir alles übergeben, weil man der Meinung ist, daß es sich nur um gleichgültige Briefe handelt, die für die Nachforschungen nach dem Mörder ohne Belang sind.“

„Sie haben diese Korrespondenz bereits durchgesehen?“

„Rational! — Aber es ist nichts darunter, woraus man etwas erfahren könnte — wirklich nichts! — Sehen Sie, ich konnte Ihnen ja alles zeigen, aber es hat keinen Zweck. Ich habe mich schon genug darüber geäußert — wahrhaftig, das habe ich. Während ich mich mühselig durchschlagen mußte, und manchmal nicht wußte, wo man am nächsten Tage mein bißchen Essen und Trinken bezahlen sollte, hat er hier gelacht wie ein Fuchs. Verhältnisse hat er gehabt — gleich drei und vier auf einmal. Die Briefe, die man mir gegeben hat, sind beinahe alle

folgte, war er immer darauf bedacht, einen Abstand von mehreren Schritten zwischen sich und ihm zu lassen, und auch der Ton, in welchem er fragte, womit er dienen könne, ließ sein Mißtrauen ziemlich hörbar durchklingen.

„Was mich zu Ihnen führt, Herr Martens, ist lediglich mein Interesse an der Aufklärung des Verbrechens, dem Ihr unglücklicher Bruder zum Opfer fiel.“

„Sie haben ihn gefannt?“

„Nein. Meine Theilnahme für ihn datirt erst seit dem Bekanntwerden seines seltsamen Todes.“

„Sind Sie von der Polizei?“

„Nicht eigentlich. Aber ich habe mir die Aufgabe gestellt, den Urhebern wie den Thätern dieses Verbrechens auf die Spur zu kommen, und ich hoffe, dabei auf Ihre Unterstützung rechnen zu dürfen.“

„Selbstverständlich! Aber ich müßte doch wohl erst wissen, wie Sie dazu kommen —“

„Meine Gründe könnten Ihnen eigentlich gleichgültig sein. Nehmen Sie an, ich thäte es aus einer Art von Wahrheitsfanatismus oder aus besonderer Vorliebe für die Ergründung anscheinend unergündlicher Geheimnisse. Für Sie ist das Wesentliche doch wohl nur, daß dabei jedes materielle Interesse auf meiner Seite vollständig ausgeschlossen ist, und daß ich für meine freiwillige Thätigkeit keinerlei Entschädigung verlange, gleichviel, ob sie von Erfolg gekrönt sein wird oder nicht.“

Diese Erklärung und die ruhige, selbstbewusste Sicherheit in dem Auftreten des Fremden verfehlten ihre Wirkung auf Paul Martens nicht. Noch einmal liehen seine blinzelnden Augen einen raschen, forschenden Blick über die Erscheinung des Doktors hinwegleiten, dann entschloß er sich, ihm einen Stuhl anzubieten. „Wollen Sie also gefälligst Platz nehmen, mein Herr. — Es ist übrigens merkwürdig, daß Sie von meinem Hiersein wissen. Woher haben Sie denn erfahren, daß ich meines Bruders Wohnung bezogen habe?“

„Ich habe gewisse Verbindungen mit der Polizei, die mich über alles auf dem laufenden erhalten, was auf diese Angelegenheit Bezug hat. Aber ich sage Ihnen das im strengsten Vertrauen, denn es könnte mir sehr hinderlich werden, wenn andere Kenntniß davon erhielten. Sie selbst hegen, wie ich gehört habe, keinerlei Vermuthungen in Bezug auf die Person oder die Beweggründe des Mörders?“

„Wie sollte ich, da ich doch nicht die leiseste Ahnung habe, wie mein Bruder hier gelebt hat, und mit wem er verkehrte! — Sie aber, mein Herr, haben vielleicht schon einen Verdacht?“

„Nein — wenigstens keinen, über den ich bereits reden dürfte. Immerhin glaube ich mit meinen Nachforschungen schon erheblich weiter zu sein, als die Herren von der Polizei, die, wie ich höre, zur Zeit in Ausland nach dem Mörder sucht. Vielleicht, wenn ich Ihrer Mitwirkung sicher sein darf, werden wir die Wahrheit schneller ergründen als jene.“

„Das wäre ja sehr erfreulich. Aber ich weiß wirklich nicht, inwiefern ich Ihnen sollte behilflich sein können. Ich bin erst vor kurzem aus Afrika zurückgekehrt und habe mich dann in Amsterdamm aufgehalten, bis ich ganz zufällig in einer Zeitung von der Ermordung meines Bruders las. Die Verhältnisse, unter denen er hier gelebt hat, und die hiesigen Verhältnisse überhaupt sind mir also vollständig fremd.“

Dombrowski nickte wie jemand, dem man von längst bekannten Dingen spricht. „Gerade der Umstand, daß Sie hier niemand kennen und von niemand gefannt sind, wird uns zu Statten kommen“, sagte er. „Man hat Ihnen den Nachlaß Ihres Bruders ausgeliefert? Auch seine noch vorhandene und von der Polizei zunächst beschlagnahmte Korrespondenz?“

„Man hat mir alles übergeben, weil man der Meinung ist, daß es sich nur um gleichgültige Briefe handelt, die für die Nachforschungen nach dem Mörder ohne Belang sind.“

„Sie haben diese Korrespondenz bereits durchgesehen?“

„Rational! — Aber es ist nichts darunter, woraus man etwas erfahren könnte — wirklich nichts! — Sehen Sie, ich konnte Ihnen ja alles zeigen, aber es hat keinen Zweck. Ich habe mich schon genug darüber geäußert — wahrhaftig, das habe ich. Während ich mich mühselig durchschlagen mußte, und manchmal nicht wußte, wo man am nächsten Tage mein bißchen Essen und Trinken bezahlen sollte, hat er hier gelacht wie ein Fuchs. Verhältnisse hat er gehabt — gleich drei und vier auf einmal. Die Briefe, die man mir gegeben hat, sind beinahe alle

berartiger Natur. Immer ist darin von Geschenken die Rede, die er machen soll oder schon gemacht hat. Und was er nach den vorgefundenen Quittungen für seine Anzüge und seine Kravatten, für Weine, Zigaretten und so was ausgegeben hat, grenzt geradezu ans Unglaubliche.“

„Sie wußten also nicht, daß Ihr Bruder in scheinbar glänzenden Vermögensverhältnissen lebte?“

„Keine Ahnung hatte ich — keine blasse Ahnung!“ versicherte der Kleine, den seine Entrüstung erschützlich alles Mißtrauen gegen den unbekanntem Besucher hatte vergessen lassen. „Ich sehe noch immer wie vor einem Räthsel. Woher hat der Mensch das viele Geld genommen? In drei Vierteljahre hat er achtzehntausend Mark verbraucht — achtzehntausend Mark! — Und in seinen nachgelassenen Papieren auch nicht eine Spur über die Herkunft dieser Summen!“

„Es würde Ihnen wohl viel daran gelegen sein, ihre Herkunft zu erfahren, mehr vielleicht als daran, den Mörder entdekt zu sehen?“

Paul Martens sah den Fragenden zweifelnd an, da aber nichts von Spott oder Ironie auf dem Gesicht des Doktors zu lesen war, wurde er doch offenerherziger. „Sie dürfen mich nicht für lieblos halten, mein Herr, aber schließlich ist es doch keinem Menschen übel zu nehmen, wenn er zuerst an sich selbst denkt. Ich habe sozusagen das letzte mit meinem Bruder getheilt, als er in Noth war, und ich würde es wieder thun, wenn er noch unter den Lebenden wäre, und wenn er meiner bedürfte. Aber — sehen Sie — jetzt ist er doch nun todt, und es macht ihn auch nicht wieder lebendig, wenn der, bei ihm umgebracht hat, ins Zuchthaus kommt oder aufs Schafott. Den Mörder ausfindig zu machen, ist zudem Sache der Behörden und nicht meine Sache. Sehen Sie — ich muß doch vor allem daran denken, mein Leben zu fristen, und nicht Mensch tann mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich mir nichts von dem entgegen lassen möchte, worauf ich als der einzige Erbe meines Bruders ein Recht habe.“

Dombrowski betrachtete den kleinen Mann mit wachsendem Interesse. Hatte sein zappeliges Benehmen und seine Ausdrucksweise ihn anfangs vernehmen lassen, daß er es mit einem höchst unbedeutenden und beschränkten Menschen zu thun habe, so fühlte er sich doch jetzt bereits sehr geneigt, diese Annahme insofern zu berichtigen, als er eine gute Portion Schlaueheit hinter all dem leeren Geschwätz zu spüren begann. Jedenfalls war der schmächtige Burfche von einer maßlosen Habgier besessen, und Dombrowski war Menschentenneur genug, um aus dieser Wahrnehmung heraus folgende auch auf ein sehr bedauerliches Gewissen zu schließen. Das machte Herrn Paul Martens in seiner Schätzung zu einem ebenso brauchbaren Werkzeug seiner besonderen Pläne, als es ihn zu einem jederzeit mit dem nöthigen Mißtrauen zu behandelnden Bundesgenossen machte. Nach dieser Schätzung beschloß er denn auch, sein Verhalten gegen ihn einzurichten.

Daß der Bruder des Ermordeten schon damit angefangen hatte, ihm Wichtiges zu verschweigen, ahnte er freilich nicht.

„Ich habe kein Urtheil darüber, inwiefern Ihre Voraussetzungen und die Folgerungen den wirklichen Thatsachen entsprechen“, sagte Dombrowski nach einer kleinen Pause, „aber ich denke, daß es für Sie nur einen einzigen Weg giebt, sich Aufklärung über die Einnahmequellen Ihres Bruders zu verschaffen.“

„Und welcher wäre das, Herr Doktor?“

„Sie müssen zu erfahren suchen, mit wem Ihr Bruder in den letzten Monaten verkehrte, und müssen sich jede dieser Personen sehr genau auf die Möglichkeit hin ansehen, daß sie mit jenen Einkünften in Verbindung stehen könnte.“

„Ein vortrefflicher Rath“, rief der Kleine, „ein ganz ausgezeichnetes Rath — ohne Zweifel! Nur schade, daß ich durchaus nichts damit anfangen weiß. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, aber so klug wäre ich ja am Ende auch selber gewesen. Ich soll herausbringen, mit wem er in Verkehr stand! Das ist für mich ungefähr so, als wenn Sie mir empfehlen würden, eine kleine Entdeckungstour nach dem Monde zu unternehmen. Wo soll ich denn mit meinen Nachforschungen anfangen? Etwas bei den kleinen Choristinnen, die ihm so wunderschöne unorthographische Liebesbriefe geschrieben haben?“

„Sie sind, wie ich sehe, nicht ohne Anlage für Humor“, sagte Dombrowski mit factalischem Lächeln. „Nun, im übrigen wäre es nicht einmal unbedenklich, daß ein kluger und geschickter Mensch aus diesen kleinen Choristinnen mehr herauszubringen vermöchte, als die Polizei aus ihnen herausgebracht hat. Aber ich würde Ihnen inwiefern rathen, sie für zuletzt aufzusparen, so verlockend auch die Nachforschungen an dieser Stelle erscheinen mögen, denn die Herkunft des von Ihnen erwähnten furchtlichen Einkommens ist doch wohl anderswo zu

suchen. Vielleicht kann ich Ihnen für den Anfang einen kleinen Wink geben, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, mich nicht zu verrathen.“

„Mein Ehrenwort, Herr Doktor, mein heiliges Ehrenwort! — Wenn Sie mich länger kennen, würden Sie wissen, daß ich mein Ehrenwort noch nie gebrochen habe.“

„Gut also! — Haben Sie in den nachgelassenen Papieren Ihres Bruders irgendwo den Namen Waldendorff gefunden?“

Paul Martens schüttelte nach einigem Besinnen den Kopf. „Waldendorff? — Daß ich nicht wüßte! Es mußte denn sein, daß der Weinhändler —“

„Nein — es handelt sich nicht um einen Weinhändler, sondern um eine Gräfin dieses Namens.“

„Eine Gräfin? — Ach nein, mit so vornehmen Damen hat mein Bruder doch wohl nicht in Verkehr gestanden.“

„Nun, man kann nicht wissen. Es könnte ja schließlich ein rein geschäftlicher Verkehr gewesen sein. Unter allen Umständen wäre es der Mühe werth, daß Sie sich danach erkundigen.“

„Bei wem denn?“

„Am einfachsten und sichersten bei der Komtesse selbst. Da haben Sie ihre Adresse.“

Er schrieb einige Worte auf eine Seite seines Notizbuchs und riß das Blatt heraus, um es dem gierig danach greifenden Martens zu überreichen.

„Sie meinen, daß ich so ohne weiteres zu der Dame hingehen kann, um sie zu fragen?“

„Warum denn nicht? Ihre Unkenntniß der Verhältnisse und Ihr berechtigtes Interesse an einer Klarstellung derselben sind Entschuldigend genug für einen solchen Schritt.“

„Aber wenn die Dame mich nun fragt, wie ich gerade auf sie verfallen konnte? Ihren Namen, Herr Doktor, soll ich ja doch nicht nennen!“

„Nein, das sollen Sie allerdings nicht. Aber es macht doch auch nicht viel aus, wenn Sie sich irgend einer harmlosen kleinen Nothfrage bedienen, wenn Sie zum Beispiel sagen, Sie hätten den Namen und die Adresse der Gräfin auf einem Zettel im Schreibtisch Ihres Bruders gefunden.“

„Ja, das könnte ich am Ende sagen. Aber möchten Sie mir nicht mittheilen, was Sie auf die Vermuthung bringt, daß diese Gräfin —“

„Nein, mein Bester, danach dürfen Sie mich vorherhand nicht fragen. Möglich, daß ich es Ihnen später sage, wenn wir erst etwas näher miteinander bekannt geworden sind, vorerst aber rathen Sie Ihnen nur, den Besuch so bald als irgend möglich zu machen.“

„Meinen Sie, daß ich es noch heute thun könnte?“

„Je weniger Zeit Sie verlieren, desto schneller werden Sie zu einem Ziele kommen. Nur auf eines möchte ich Sie besonders aufmerksam machen, obwohl ich das bei einem so geheihten Manne eigentlich nicht nöthig hätte. Es wäre nämlich inwiefern nicht undenkbar, daß die Gräfin Waldendorff den Wunsch hegt, ihren Verkehr mit Herrn Otto Martens nicht bekannt werden zu sehen, und daß sie darum Ihnen gegenüber ablehnend, ihn gestannt zu haben. Darum müssen Sie bei Ihren Fragen so diplomatisch als möglich vorgehen, und müssen nicht bloß die Ohren, sondern auch die Augen hübsch offen halten. Eine Miene oder eine Bewegung ist oft wichtiger als ein Wort — wenigstens für den, der sich ein wenig auf die Beobachtung menschlicher Physiognomien versteht.“

Paul Martens bemühte sich, sehr überlegen und verständig auszufehen. „Was das betrifft, Herr Doktor, das war immer meine Stärke. In meiner geschäftlichen Thätigkeit konnte ich's den Leuten sozusagen immer an der Nasenpitze ansehen, ob man sie hoch nehmen dürfe oder nicht. Ich hatte einen Ruf dafür —“

„Umso besser! Und was ich Ihnen da anempfehlen habe, gilt nicht bloß für die Gräfin Waldendorff, sondern ebenso oder noch mehr für die Dame, die Sie möglicherweise in ihrer Gesellschaft finden werden. Es ist ein Fräulein v. Wehringen. Sehen Sie zu, daß Sie auch mit ihr über Ihren Bruder sprechen können, und behalten Sie sie dabei scharf im Auge. Durch ein hochmüthig abweisendes Benehmen, auf das Sie sich inwiefern gefaßt machen müssen, dürfen Sie sich nicht einschüchtern lassen.“

„O, Herr Doktor, sehe ich aus wie ein Mann, der sich einschüchtern oder abschrecken läßt, wenn es sich gemissermaßen um ein Geschäft handelt?“

„Und möglicherweise um ein sehr großes Geschäft — vergessen Sie das nicht! Aber ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten. Vielleicht komme ich morgen, um mich nach dem Resultat Ihrer Bemühungen zu erkundigen. Unter allen Umständen werden Sie sehr bald wieder von mir hören.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor! Sie thun wahrhaftig ein gutes Werk, wenn Sie sich ein

bischen meiner annehmen. Und auf meine Diktation können Sie sich unbedingt verlassen.“

„Das hoffe ich. — Auf Wiedersehen also!“

Der Kleine begleitete ihn unter vielen Verbeugungen zur Thür, die er hinter ihm wieder auf das sorgfältigste verriegelte und verschloß. Dann begab er sich in das mit allen erdenklichen Toiletteartikeln ausgestattete Garderobezimmer seines Bruders, das er dem Ankleideraum einer raffinierten Weltkame als dem eines jungen Mannes glich, und bemühte sich, seinen äußeren Menschen so bestechend zu gestalten, wie es ihm für den Besuch bei einer wirklichen Gräfin geboten schien.

Vierzehntes Kapitel.

Heinz hatte eine schlechte Nacht gehabt. Spät erst war er heimgekommen, und lange war ihm die Wohlthat des Schlummers versagt geblieben. Mit brennenden Augen vor sich hin in das Dunkel starrend, hatte er über sein Schicksal gegrübelt. In ihm lebte sich nachgerade etwas auf gegen das Uebermaß von Widerwärtigkeiten, das ihm aufgebürdet worden war. Er sagte sich, daß sein Verschweigen eines Umstandes, der seiner innersten Ueberzeugung nach mit dem Morde nichts zu thun hatte, kein Verbrechen gewesen sei, und daß er sich von diesen Selbstvorwürfen und quälenden Zweifeln freimachen müßte, wollte er sich nicht wirklich in beständigen innerlichen Kämpfen aufreiben. Die äußeren Unannehmlichkeiten, die seiner noch harren mochten, waren schließlich zu ertragen, wenn er sie taftblütig hinnahm und nicht noch künstlich vergrößerte.

Mit diesen Vorsätzen schloß er endlich ein, und als er mit der Pünktlichkeit eines Menschen, der gewohnt ist, sich stets zur gleichen Stunde zu erheben, am frühen Morgen erwachte, als ihn statt der Dunkelheit der Nacht die lichte Helle des Sommermorgens umgab, fühlte er voll Befriedigung, daß die Wiber aus der Mondnacht und die folgenden Szenen wirklich schon etwas von ihrem Schrecken für ihn eingebüßt hatten. Er fröstelte zum ersten Male wieder mit leidlichem Appetit und vermochte sich sogar endlich mit seiner Arbeit zu beschäftigen, bis ihm gegen zehn Uhr Martens gemeldet wurde.

Heinz empfing ihn kühl und zurückhaltend. „Darf ich bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen“, sagte er und deutete auf einen Stuhl.

Martens, der bereits eine unverstämte Vertraulichkeit angenommen hatte, ließ sich behaglich nieder. „Sehen Sie, ich bin pünktlich“, sagte er, während er sich bemühte, die Knöpfe seiner hellgelben Glacehandschuhe zu schließen. „Ich möchte eben keine Minute in dieser Angelegenheit verlieren.“

Heinz hatte unbekümmert um ihn ein paar Sätze an seinem Manuskript weitergeschriebenen und sagte nun, während er die Blätter zusammenlegte: „Es ist mir sehr angenehm, daß Sie pünktlich sind, Herr Martens. Ich möchte ebenfalls so wenig wie möglich Zeit verlieren, denn ich bin gerade jetzt außerordentlich beschäftigt. Ich werde deshalb auch bedauern müssen, mich Ihnen allzuoft zur Verfügung stellen zu können.“

Martens ließ den Blick seiner blinzelnden Augen umherwandern. „D“, sagte er, während er mit dem aus dem Besitz seines Bruders stammenden Spazierstöckchen spielte, „was das betrifft, so werde ich Sie gewiß nicht über Gebühr belästigen. Ich habe hier schon mehr Freunde und mehr Bekannte gefunden, als ich dachte.“

Heinz gab seinem Stuhl eine Drehung, so daß er dem Besucher in das Gesicht sehen konnte. „Mehr Freunde?“ fragte er, ein wenig unruhig. „Darf ich wissen —“

„Warum nicht? Ich brauche kein Geheimniß daraus zu machen.“ Und er erzählte ihm in weitwüßiger Ausföhrlichkeit von dem Besuch Dombrowskis und von seiner Unterredung mit der Gräfin Waldendorff. „Kennen Sie vielleicht diesen Herrn Dombrowski?“

„Jawohl — gewiß“, erwiderte Heinz und betrachtete seine Fingerringel. „Wir sind in demselben Klub.“

„Da können Sie mir vielleicht auch sagen, was der Herr eigentlich ist?“

Heinz judte die Achseln und erwiderte: „Nein, Herr Martens. Meines Wissens ist er Privatgelehrter, aber er scheint ja nach Ihrer Erzählung auch Kriminalist im Nebenberuf zu sein.“ Er erhob sich. „Wie er dazu kam, Sie zu der Gräfin Waldendorff zu schiden, begreife ich übrigens wirklich nicht.“

Martens riß seine Augen weit auf. „Kennen Sie die Gräfin etwa auch?“ fragte er verwundert.

„Flüchtig, ja“, sagte Heinz nachlässig, indem er langsam zur Thür ging. „Sie haben ja übrigens aus ihrem eigenen Munde gehört, daß sie nichts von dem Gelde Ihres Bruders gewußt hat. Ich begreife auch nicht, woher Sie davon wissen sollte. — Wollen wir nun aufbrechen?“

Sie nahmen sich eine Droschke und fuhren zur Französischen Straße hinunter. Das Haus, vor dem der Kutcher hielt, zeigte schon von außen die Kennzeichen ehrwürdigen Alters. Die Treppe war dunkel und wintlig, mit ausgetretenen, knarrenden Stufen, und da kein Pförtner sie hatte zurechtweisen könne, mußte Heinz in jedem Stockwerk bei dem Lichte eines blühenden Namensschilder lesen. Es waren größtentheils Zimmervermietherinnen, die hier ihr Heim aufgeschlagen hatten, und es kostete einige Mühe, all die zahllosen Visitenkarten durchzustubiren, die an den Thüren befestigt waren. Erst im vierten Stock fanden sie ein Porzellanchild mit der Aufschrift „A. Berger, Rechtsanwalts“.

Heinz drückte auf den Knopf der Klingel, und gleich darauf stieg ein bartloser junger Mensch, den die hinter das Ohr geschobene Feder als Schreiber kennzeichnete, den Kopf zur Thür heraus.

„Zu wem wünschen Sie?“ fragte er mürrisch, die beiden Fremden mit der dreifachen Ungeniertheit solcher Leute mustend.

„Wir wünschen Herrn Rechtsanwalts Berger zu sprechen“, erwiderte Heinz kurz. „Der Herr ist doch anwesend?“

Der Schreiber öffnete die Thür vollends. „Er ist da“, erwiderte er dabei auf die Frage Hoffelders. „Bitte — gehen Sie nur da hinein.“

Er führte sie durch eine bürtig ausgestattete Kanzlei und pochte an eine Thür, um sie auf ein kurzes „Herein!“ zu öffnen.

„Da sind zwei Herren, die Sie sprechen möchten“, meldete er und ließ die beiden eintreten.

Berger erhob sich von dem Schreibtisch vor dem mit Papieren aller Art bedeckten Schreibtisch, als er Hoffelder erkannte. Auch dies Zimmer zeigte eine ziemlich schäbige, altwäuerische Einrichtung, die vortrefflich zu der Gestalt des Rechtsanwalts paßte.

„Guten Morgen, Herr Rechtsanwalts!“ begrüßte ihn Heinz. „Sie werden sich meiner gewiß erinnern?“

Berger machte eine halbe Verbeugung und ließ den Blick seiner kalten, von unzähligen Runzeln und Furchen umgebenen Augen auf Martens ruhen, während er erwiderte: „Gewiß erinnere ich mich, Herr Hoffelder. Darf ich fragen, wer der Herr —“

„Dies ist Herr Paul Martens, ein Bruder des verstorbenen Otto Martens, Ihres Mandanten.“

(Fortsetzung folgt.)

Halt zu machen war stets leichter für den, der ging, als für den, der lief.

Kein Wunder, daß die Baumwollspinnereien Ueberzeit arbeiten müssen: am ersten Juli tritt in drei Staaten das Geßel über die neun Fuß langen Bettücher in Kraft.

Eine russische Kugel hat ein Loch in den Schornstein eines englischen Schiffes gerissen. Wenn nur jetzt nicht auch das dumme Gerede von der englisch-russischen Freundschaft ein Loch bekommen hat!

Am Tage der Begegnung des Jaren und des Kaisers hat die ganze, aus 350 Fahrzeugen bestehende britische Flotte mobil gemacht — für ein Mandor. Wetter, muß den Briten die Entree auf den Wagen gefallen sein!

Der Kutler.



„Wie geht es denn Ihrem Herrn Gemahl?“

„Dankt, der Arzt hat ihn schon wieder zwanzig Kilometer pro Tag erlaubt.“